

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 9

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 9 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 3. März 1923

Berner-Worte.

Von Maria Waser.

Von der Ehre.

Das war der Effinger, ein Ritter, hart
in fremdem Dienst, doch von Bernerart.
Zu ihm spricht ein welscher Offizier:
„Herr Hauptmann, mon brave, nun saget mir,
welches ist denn die différence
zwischen den Schweizern und — la France?
Ihr schweigt? — Ihr wollt, daß ich Euch belehre?
Gut: Ihr schlagt euch fürs Geld, wir für die Ehre!“
Der Effinger drauf ohne Wank:
„Eh bien, chacun cherche ce qui lui manque.“

Vom Befehlen.

Es war da ein Landwirt, der hatte kein Glück:
Aus dem Stall verlor er Stück um Stück,
die Hecker verargen, die Ernte mißlingt,
bis schließlich der Weibel den Hammer schwingt,
Und der Landwirt war doch kein Lüderian,
hat mit Sorgen und Rechnen das Seine getan,
wie kam nur? Ein Bauer, den ich befragt,
hat mir die klare Antwort gesagt:
„s isch richtig, 's wär en ordlige Ma,

weder er het e Sähler gha.
We's albe het gheiße zum Wärcb astoh,
het er gäng gseit: „Göht!“, statt: „Chömit, mir wei goh.“

Von den Worten.

Um Worte entstehen viel Zwistigkeiten,
doch höre ich über Worte streiten,
dann fällt mir der Sagerhänsel ein,
der Bernerbote von Blumenstein.
Dem hat einst der Blumensteinpfarrer befohlen,
ihm einen Distelfinken zu holen
beim Vogelhändler, er solle gut posten,
dann laß man sich's gern einen Sünfliüber kosten.
Der hänsel grinsend den Silberling nahm.
Und als er abends von Bern heimkam,
da ließ ihm in seinem Erwartungsglück
der Pfarrherr entgegen ein gutes Stück.
Doch, wie dieser in den Käfig schaut,
er den enttäuschten Augen kaum traut:
„Aber, Sagerhänsel, das isch ja-ne Späß!“
Der hänsel tut hinter dem Ohr einen Kraß:
„Es munters Vögeli isch es bygoscht,
i säge dem Distell, säg du-n-ihm wie du woscht.“

— Eine Seele. —

Roman von Ruth Waldstetter.

Gunar führte die beiden wieder der Gesellschaft zu, welcher Siegfried soeben erklärte: „Also hier kommen wir zum Geheimnis des Hauses, das die Inhaber des Waldheims selber nicht einmal kennen sollen und in das ich Sie im Vertrauen einweihe.“ Man schritt durch einen schmalen Gang und gelangte an eine fast unkenntliche Tür. Siegfried öffnete eine kunstvolle Schließvorrichtung, und man trat in einen kleinen, fensterlosen, mit Leder gepolsterten Raum ein. „Die wattierte Zelle oder das wattierte Zimmer, wie wir das schonender nennen wollen. Es ist natürlich nur für seltene Überraschungen gedacht, wie sie in jedem Nervensanatorium einmal ausnahmsweise vorkommen. Hier können Sie um sich hauen, so viel Sie wollen, ohne

sich weh zu tun.“ Siegfried hämmerte mit seinen kräftigen Fäusten ein paarmal an die Wände, von denen nur ein dumpfer, weicher Laut zurückkam.

Man ging nun über die Dienstbotentreppen und durch die Haushaltungsräume wieder der Halle zu. Dr. Röhr, der alles genau betrachtete und untersuchte, blieb mit seiner Frau etwas zurück. „Wie das alles ausgetüftelt ist!“ sagte er. „Einfach tadellos hat das Siegfried gemacht. Da ist mancher meiner Unstaltswünsche erfüllt!“

„Er wird sich ja auch den Professor damit verdienen,“ sagte Hilde kühl.

„Ich weiß nicht, wie du dir das denfst,“ bemerkte Röhr, überlegen lächelnd. „Wenn es ihm aber durch seine Ar-

beiten gelingen sollte, den Lehrauftrag zu bekommen, dann wäre allerdings unsere Richtung gut vertreten.“

„Ich habe immer gedacht,“ sagte Hilde in ihrer langsam und lässigen Art, „es komme dabei nicht nur auf die Richtung, sondern auf die Person an.“

„Scheint dir Dr. Steins Person nicht geeignet?“ fragte Röhr in nachsichtigem, doch etwas mokantem Ton.

Hilde warf ihrem Mann einen trüben Blick zu und ging mit leise rauschenden Röden voraus.

In der Halle hatte Grete bereits alles zu einem reichlichen Fünfjährtee vorbereitet. Auf den Tischen standen Teller mit Gebäck, belegten Brötchen, Konfekt und Obst, in den japanischen Tassen, die Charlotte und Bastian herumreichten, duftete das Getränk, und um das Wohlbefinden zu erhöhen, war im Kamin ein Holzfeuer angezündet worden. Als man Platz genommen hatte, erhob sich Gunnar Stein, und während er gemächlich die goldene Uhrkette in der Hand wog, sagte er: „Liebe Freunde, Sie haben uns das große Vergnügen gemacht, das neue Etablissement meines Sohnes mit Ihrem Interesse, Ihrer Teilnahme zu beehren. Sie werden gesehen haben, nun, daß man sich Mühe gegeben hat. Flitt — wo steckt er denn, ah, da drüben — Flitt hat sich Mühe gegeben, mein Sohn hat sich Mühe gegeben, von dem alten Papa Stein will ich nicht reden. Ich sagte Ihnen schon, er hatte diese Sache überm Kopf, eh er recht wußte, wie er dazu gekommen war. Aber, um Ihre Kenntnis des Unternehmens vollständig zu machen, möchte ich Ihnen noch mein spezielles kleines Geheimnis ausplaudern: es wurde nämlich bereits — hier ist die notariell beglaubigte Urkunde — in diesem Hause ein Freiplatz für einen bedürftigen Bürger der hiesigen Stadt gestiftet. Zum Zweck eines Aufenthaltes unter gleichen Bedingungen, ärztliche Behandlung, Unterkunft, Kost, wie für die zahlenden Gäste. Der „Täter“ will ungenannt bleiben.“

„Bravo Papa, das ist sehr nett von dir,“ rief Siegfried Stein, während er, gegen seinen Vater gewandt, ein kurzes Beifallklatschen anhub. Man applaudierte von allen Seiten; doch Stein rief, indem er die Hände abwehrend erhob: „Aber still doch, Kinder! Warum denn gleich auf mich raten! — Gretl, bring mir noch eine Tasse Tee!“

Während man allgemein Steins Mitteilung besprach, machte sich Dr. Röhr unauffällig mit einer Kiste zu schaffen, die neben ihm am Boden gestanden hatte. Plötzlich sah man ihn mit einem Brett gefüllter Champagnerfeldche an Siegfrieds Tisch aufstauchen, und als er die Gläser verteilt hatte, sagte er: „Trotz abstinenter Gewohnheit, die uns Psychiatern Pflicht ist, möchte ich heute einen Tropfen Wein aufs Wohl dieses Unternehmens und auf seinen Chef trinken. Als Arzt und Freund wünsche ich Dr. Stein erfolgreiche, für Wissenschaft und Patienten segenbringende Arbeit und dem Hause Gedeihen! Ich kann Ihnen, liebe Freunde und Anwesende, kaum beschreiben, wie sehr dieses musterhaft eingerichtete Unternehmen den ärztlichen Fachmann mit Befriedigung erfüllen muß, und ich bin überzeugt, als langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter meines Kollegen Stein, daß der Betrieb, wenn es einmal so weit ist, das gleiche Lob verdienen wird.“

Hilde Röhr, die zwischen Stephan und Charlotte saß, flüsterte ihrer Schwester zu: „Er hat mir nichts davon ge-

sagt.“ Dann stand sie auf, um mit Siegfried Stein anzustoßen.

Stephan hatte während dieser Vorgänge eifrig in sein Taschenbuch stenographiert. Charlotte beugte sich zu ihm hinüber und sagte: „Es sieht aus, als ob Sie die Rede meines Schwagers aufschrieben, Herr Stephan?“

Er antwortete leise: „Ich bin bestellter Festreporter, um Steins „Geheimnisse“ auszuplaudern.“

„Schreiben Sie denn in Zeitungen?“

„Nur selten einmal; bloß, um mein Taschengeld aufzubessern.“ Sie lachten beide. Charlotte fühlte sich plötzlich sehr glücklich gestimmt und in einer frohen Erwartung auf irgend etwas Unbekanntes.

Als man bei abendlicher Dämmerung aufbrach, hielten der Regen eben wieder nachgelassen; helle, zerrissene Wolken, zwischen denen schon der matte Mond stand, schwieben tief am Himmel; aus dem klaren Westen leuchtete noch ein röthlicher Schein. Wald und Garten strömten die feuchte, würzige Frühjahrsluft aus.

„Wollen Sie an dem schönen Abend in diese gräßliche Rutschbahn sitzen?“ sagte Stephan zu Charlotte.

„Haben Sie einen besseren Vorschlag?“

„Nun, zu Fuß zu gehen. In einer halben Stunde sind wir in der Stadt. Haben Sie Lust?“

„Wenn Sie mich mitnehmen wollen. Abendspaziergänge sind so schön, und unsereins kann sie ja nicht alleine machen!“

Stephan sah sie bei dieser Antwort mit einem fragenden und fühnen Blick von der Seite an.

Sie wählten den Weg quer durchs Feld und waren bald von dämmeriger Einsamkeit umhängen. Sie unterhielten sich spärlich, und wenn Stephan sprach, so hörte Charlotte nur auf seine Stimme, die bei ihm ein durchgebildetes, zum Ausdruck aller Empfindungen befähigtes Organ war und den gewöhnlichsten Reden eine geheimnisvolle Bedeutung verlieh. Als Charlotte in der Dämmerung stolperte, nahm Stephan ihren Arm, zog ihn fest an sich und ließ ihn nicht mehr los. Sie wunderte sich, daß ein Mann so wortlos leid gegen sie war. Aber sie verspürte gleichzeitig eine gewisse Befriedigung; sie hatte das Gefühl, als ob das künstlich ferngeholtene Leben sich ihr plötzlich näherte. Es war Charlotte oft aufgefallen, daß in Gesellschaft die jungen Männer gähnend, übernächtig und gelangweilt umherstanden und die printselndste Tanzmusik, die sie selber wie in Rausch versetzte, in ihren Partnern, von denen ein ähnliches Empfinden ihr hätte entgegenkommen sollen, nicht den geringsten Funken zu wecken schien. Dagegen hatte sie beobachtet, daß versteckte Andeutungen von Bällen und Festlichkeiten anderer Art bei den gleichen Herren bedeutungsvolle und zündende Blicke hervorriefen. Es war ihr so vorgekommen, als würde sie auch beim gesellschaftlichen Vergnügen mit einem faden Ersatz abgefunden, während sich ihre Partner an andern Tischen sättigten. Jetzt aber hatte sie das Gefühl, daß dieser Mann aus der Fremde jene Sitten nicht kannte und nicht beobachtete.

„Spüren Sie, wie die Frühlingserde ausdünnstet? Man riecht das junge Gras und die ersten Blumen! Ach, wie ist das voll Erinnerung und Verheißung!“ rief Stephan aus. —

„Was sind Sie für ein glücklicher Optimist!“ sagte Charlotte.

„Wie? das dürfen Sie sagen, in ihren Jahren?“ Stephan verhielt den Schritt und sah sie mit großen Augen an; aber es war, als ob sein Blick mit diesen Worten kaum etwas gemeinsam hätte, sondern eindringlich für sich selbst spräche.

„Was verheißt Ihnen denn das Frühjahr so sicher?“ fragte Charlotte etwas verwirrt.

„Ach, weiß ich das? wie seltsam von Ihnen! Sie sind eine Frau und brauchen Begründungen für eine Stimmung! Ich gehe hier neben Ihnen her — und bin glücklich.“

Charlotte schwieg. Mehr und mehr fühlte sie, wie eine Kraft auf sie eindrang, die ihre wachen Fragen und Sorgen mit einem stärkeren Gefühl betäubte. Aber gleichzeitig regte sich ein bewusstes Misstrauen gegen diesen Einfluss von außen, der sie sich selber entzog.

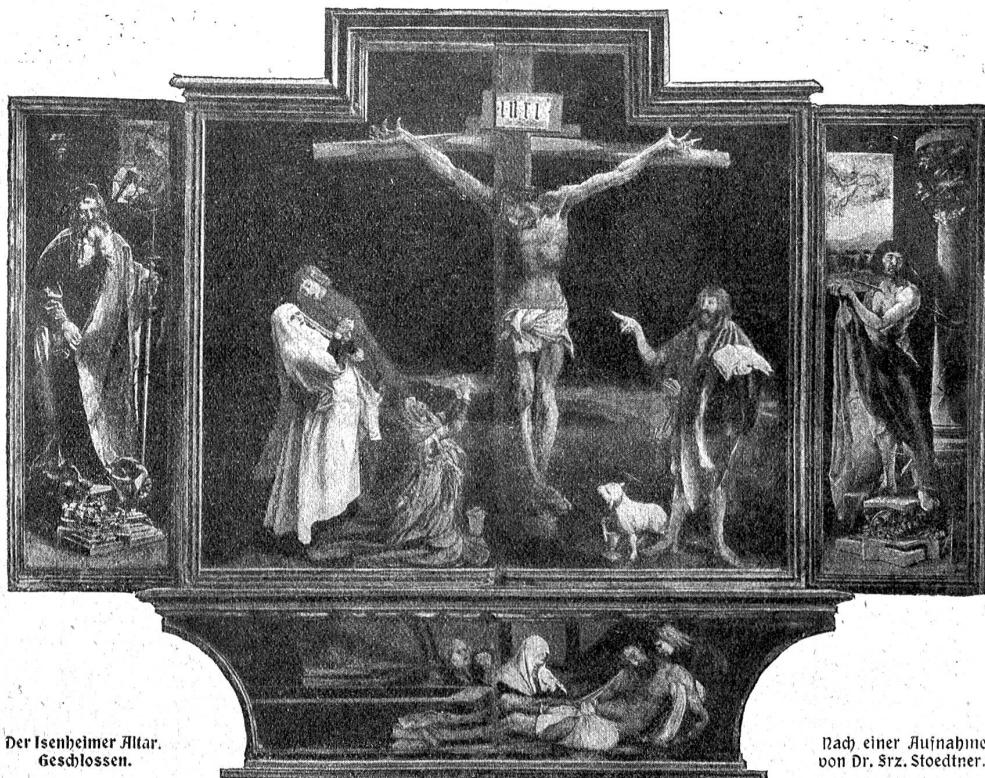
„Sie sind bedrückt,“ sagte Stephan, und wieder wußte er seinen einfachen Worten einen bedeutungsvollen Ton zu geben.

„O nein, ich denke nur nach,“ antwortete sie.

Er schien von ihrer Antwort nicht befriedigt und schwieg. Nach einer Weile nahm er ihre Hand und behielt sie in der seinen. Charlotte ging neben ihm her wie in einem unwahrscheinlichen Traum. Sie konnte nicht begreifen, wieso sie mit diesem ihr fast fremden Manne so dahin wandelte und zwischen ihnen ein Einverständnis herrschte, das sie zwar vom ersten Augenblick ihres Bekanntwerdens an gefühlt und wie einen dumpfen, ereignisverheizenden Anfang empfunden hatte, das ihr aber doch ganz unbegründet erschien, da ihr dieser Mensch im Wesen fremd, ja oft untergeordnet oder lächerlich vorkam. Aber Stephan hatte so etwas Suchendes, Sehnsüchtiges, fast Mitgefühl Erwachendes in seinem Wesen, daß sie nicht anders konnte, als ihn eine Wärme spüren zu lassen, die sonst unbegehrt in ihr verschlossen blieb. Sein erregbares Mienenspiel, sein häufiges, plötzliches Verstummen und Insichzurückschrecken, seine offensichtliche Überempfindlichkeit nötigte im Verkehr mit ihm unweigerlich zu einer zarten Einfühlung in sein Wesen.

Sie stiegen nun durch das hügelige Gelände hinunter der Vorstadt zu, wo Charlotte wohnte und wo jetzt aus den Villen und Landhäusern die abendlichen Lichter blinkten.

„Nun sind wir schon gleich bei Ihnen,“ sagte Stephan, „und es kommt mir vor, wir seien kaum fünf Minuten gegangen. Jetzt trennt man sich wieder für Wochen oder



Der Isenheimer Altar.
Geschlossen.

Nach einer Aufnahme
von Dr. Dr. Stoeckner.

Nachdem die Deutschen den berühmten Genter Altar, das Meisterwerk der Brüder van Eyck, an Belgien zurückgeben mußten, verlieren sie nun an die Franzosen den sog. Isenheimer Altar, das wundervolle Werk des großen deutschen Meisters Matthias Grünewald.

länger. Muß das so sein?“ Da sie nicht antwortete, fuhr er in gedämpftem Tone fort: „Oder läßt mir Ihr gutes Herz eine kleine Hoffnung übrig? Ich bin allein und habe so viel Zeit, darüber nachzudenken, was Sie mir antworten werden!“

Seine Art, die Bitte hängend vorzubringen, rührte sie. Er gewährte einen weichen Ausdruck in ihrem Gesicht. Und er setzte leise hinzu: „Wenn man so freund- und freudlos für sich hin lebt, wird man wahrhaftig empfindlich wie ein schalloses Ei. Ein wenig Güte macht so glücklich!“ Der halblaute Ton seiner Stimme war jetzt natürlich und künstlich. Ein warmes Gefühl quoll in Charlotte auf. Sie fand keine Antwort. Nach einer kleinen Weile sagte er in verändertem, doch bittendem Ton:

„Gehen Sie nie ins Freie, jetzt wo die schöne Jahreszeit kommt und es in Feld und Wald so herrlich ist!“

„O doch,“ erwiderte sie nun, „und ich wäre schon lange gern einmal durch den Höhenwald bis zum Aussichtsturm gegangen. Ist Ihnen das recht?“

„Wann?“ fragte er nur.

Sie setzten einen Tag fest. In wenigen Augenblicken erreichten sie die „Schönau“. Er verabschiedete sich kurz; aber im letzten Moment beugte er sich mit einer innigen Bewegung über ihre Hand und küßte sie.

Spruch.

Zu eines neuen Werks Beginne
Räum auf bei dir und sei geschmückt!
Festlich Gewand macht heitere Sinne,
Und heiterer Sinn macht, daß dir's glückt.